

Die Neue Welt



Nr. 41

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Zwei Menschen.

Roman von H. Fries-Schwenzen.

(Fortsetzung.)

XIV.

Drei Wochen sind verstrichen. Agestin hat seine Novelle fertig und geht mit einer Empfehlung von Johnsen zu dessen Verleger Ammerthal, dem er das Manuskript übergibt. Der Verleger verspricht ihm, das Manuskript innerhalb vierzehn Tage zu lesen und ihm dann sofort Bescheid zukommen zu lassen.

Die vierzehn Tage sind um, drei Wochen sind um, Agestin hat noch immer keine Antwort. Unter dessen ist die Zahl seiner Schüler von drei auf fünf gewachsen, und er sieht sich im Stande, ein eigenes Zimmer in der Kongensgade zu miethen. Mit den Mahlzeiten muß er sich noch immer etwas einrichten. Das Geld, welches seine Schüler ihm wöchentlich bezahlen, reicht für gewöhnlich nur bis Freitag. Die zwei letzten Tage in der Woche muß er ohne Mittagessen auskommen.

Es ist an einem regnerischen Apriltage. Die Stunde ist zu Ende, und die Schüler packen ihre Bücher zusammen, um fortzugehen. Drei sind schon aus der Thür, die beiden Letzten haben sich etwas verspätet, weil dem Einen ein Schreibheft fehlt. Diese Beiden sind dicke Freunde, Söhne reicher Kaufleute aus Bergen. Der Eine heißt Bastian Lange und ist ein verschwenderischer junger Lebemann, der es schon zweimal fertig gebracht hat, beim Studenten-Examen durchzufallen, und sein Vater hat Agestin brieflich ein ansehnliches Gratiale versprochen, wenn es ihm gelingt, dem mißrathenen Sohn dieses dritte und laut der Regel der Universität unividerusslich letzte Mal glücklich durchzubringen.

„Da habe ich mein Schreibheft, und jetzt wollen wir uns beeilen,“ sagt Bastian Lange in seinem weichlichen und etwas nachlässig klingenden Bergen-Dialekt.

„Mein Magen zeigt eine ausgesprochene Affinität zum ‚Grand‘. Wo essen Sie zu Mittag? Im Grand oder bei Engebrett?“

Agestin zuckt lächelnd die Schultern, heute besitzt er keinen rothen Keller, und was noch schlimmer ist, er hat weder Brot, noch irgend etwas im Hause. „Ich esse in der Volkstüche für vierzig Ore, das heißt, wenn ich sie habe.“ Heute Morgen, als er den ganzen Vorrath aufgeessen, hatte er sich vorgenommen, seine Schüler zu fragen, ob sie ihm nicht schon heute das Honorar für die Woche geben könnten, — also nur einen Tag vor der bestimmten Zeit, denn Morgen war es Sonnabend — aber jetzt, wo er mit der Frage heraus sollte, hielt ihn sein Stolz zurück.

Herr Bastian lacht: „Jeder nach seinem Geschmack! Man hat mir gesagt, das Essen in der

Volkstüche soll etwas volksthümlich sein, aber das ist in Ihren Augen vielleicht eine Empfehlung. Ich habe Sie auch von allem Anfang für einen Demokraten geschätzt.“

„Dann haben Sie sich auch nicht geirrt,“ erwiderte Agestin; gleich darauf fügte er mit schlecht verhehltem Hohn hinzu: „Sie sind wohl Aristokrat?“

„Ja, jedenfalls bin ich nicht Demokrat, und darum ziehe ich ‚Grand‘ vor, wissen Sie, oder Engebrett à la bonne heure! Der Letztere hat bessere Weine, aber dafür hat man von den Fenstern im ‚Grand‘ eine Aussicht auf Karl Johan! Nicht wahr, Alter?“ Er giebt seinem edlen Freund einen gemüthlichen Rippenstoß.

„Wenn die Schulstunde aus ist, und alle die Kleinen, allerliebsten Käfer da vorbei passiren . . . Da sind Prachtexemplare darunter, sage ich Ihnen, zarte, kleine Lämmer! . . . Und doch kotett! . . . Ach!“

Der letzte Ausruf wurde im feinsten Distant gemacht und mit einer entsprechenden Schulterbewegung begleitet. . . .

Die beiden Jünglinge sind fort. Agestin steht allein in seiner kleinen, ärmlich möblirten Stube und sieht hinaus auf die Straße, wo der Regen fällt. Die niedrigen Häuser sehen so trübe und langweilig aus, hier und da zeigen die grauen Mauern nasse Flecke, auf dem holprigen Straßenpflaster bilden sich kleine Seen, und das Trottoir ist spiegelblank. Da gehen die beiden Bergenser unter einem Regenschirm, ihre Gestalten spiegeln sich in den Steinspiegeln des Bürgersteigs.

„Pah! . . . Du mit Deinen ‚Käfern‘ und Deiner verlorenen Bornehmheit! Ehe ich Dich um etwas bitten möchte! . . .“

Agestin dreht sich um und betrachtet mit verbrießlicher Miene den Schrank, in dem er seinen Es-vorrath aufzubewahren pflegt. Daß er heute Morgen auch so unvernünftig gefräßig sein mußte, alles Brot aufzuessen, wo er doch wußte, daß . . . hm!

Er öffnet den Schrank. Nichts, absolut nichts! Eine trockene Käferrinde, das ist Alles. Er verschlingt sie . . . Was nun? . . . Arbeiten? . . . Dichten? . . . Mit einem leeren Magen? Ja, warum nicht, das hatte so Mancher vor ihm gethan. Er geht an einen alten, vom Zahn der Zeit arg mitgenommenen Schreibtisch und nimmt ein fertig abgeschriebenes Manuskript hervor, eine zweite Bauernnovelle, betitelt „Die Eine“, auf die er große Stücke hält, und blättert darin. Zu ärgerlich, denkt er, daß der Verleger nicht diese Arbeit anstatt der ersten hat. Wenn er ihm doch nur antworten würde! Eine glatte Ablehnung, und er wußte, woran er wäre. Er liest einige Seiten und verbessert ab und zu Härten in der Sprache. Plötzlich holt er aus der Tasche eine dicke silberne Uhr, ein Erb-

stück von seinem Vater, Thormod Dalen, das er soeben nach einem weitläufigen parlamentarischen Manöver aus der Gastwirthschaft in Søndfjord, wo sie verlegt war, wieder zurück bekommen hat. Sollte er sie nun wieder verlegen? — Unsinn! Morgen würde er ja Geld bekommen. Es war nur dieser ärgerliche Umstand, daß die Uhr gerade auf Zwei zeigte, die Zeit, wo alle anderen Leute hier in der Stadt zu Mittag aßen . . . Er konnte nicht arbeiten. Sein Kopf war schwer und sein Magen hatte „Affinität zur Volkstüche“. Er wollte sich auf das Sopha legen und die fatale Mittagszeit verschlafen. Denn schlafen konnte er, wann er wollte. Er legt sich hin, und es dauert nicht lange, da hat er seinen Hunger und allen sonstigen Kummer in Morpheus Arme sanft gebettet. —

Plötzlich fährt Agestin aus dem Schlafe empor, es ist Jemand im Zimmer — der Briefträger. Zwei Briefe! Aha! Er reißt sich die Augen. Der eine ist von Ragnhild, der andere von — Ammerthal. Der Firmastempel steht auf dem Kouvert. In fliegender Eile wird der letztere geöffnet. Er enthält nur ein paar Zeilen, eine Aufforderung, in das Verlagsbureau zu kommen, um über die von ihm eingelieferte Novelle, „Der Birkensteig“, Rücksprache zu treffen. Dies war keine Ablehnung, das lag klar auf der Hand. Hätte man nichts von seiner Arbeit wissen wollen, würde er sie zurückgeschickt bekommen haben: ein graues, sauberes Packet. O, er kannte diese Sendungen! Sie hatten alle das Unangenehme an sich, daß sie stets ein beklemmendes, würgendes Gefühl bei dem unglücklichen Empfänger verursachten. Darauf folgte in der Regel ein langer, einsamer Spaziergang zur Stadt hinaus; auf diesen Touren empfand man nur wenig für die Natur, nur solche Punkte hatten ein gewisses Interesse, die sich besonders gut für einen Selbstmord eigneten. Man kam spät nach Hause, hatte keinen Appetit, rauchte das Zimmer voll und ging früh zu Bett. Menschen wollte man um keinen Preis sehen. Am nächsten Morgen war der Kummer vergessen, und man fing mit doppeltem Eifer eine neue Arbeit an.

Nein, hier verbarg sich eine Nebenabsicht. Rücksprache wollte man nehmen . . . Worüber? Wegen des Verlags natürlich!

Agestin geht einige Male im Zimmer auf und ab. Da war doch noch ein anderer Brief! Ach! Der Brief von Ragnhild! Ganz beschämt thut er ihr in seinem Herzen Abbitte, daß er ihn fast vergessen hatte, und öffnet den Umschlag.

Mein geliebter Schatz!

Ich nenne Dich so, trotzdem Du in erster Linie alles Andere sein willst, in zweiter erst — mein Schatz. Ach — ich verstehe es ganz gut,

ich bin nicht die Erste in Deinem Herzen, sonst würdest Du vielleicht etwas öfter Gelegenheit finden, mir zu schreiben.

Du wolltest mich ja auch Deiner Kunst opfern, und wenn ich das ja auch nur thun könnte, was mein Stolz und der Verstand mir rathen, dann würde ich meine Liebe den Pflichten und der Rücksicht auf meine eigene Seelenruhe opfern. Aber ich kann es nicht!

Ich liebe Dich so unsagbar. Ohne Dich giebt es für mich kein Leben, die Stuben auf Solhaug sind leer, seit Du fort bist, o, so unbeschreiblich leer! Der Wald will dies' Jahr nicht grün werden, die Wiesen sind todt und öde. Nur die Birke vor meinem Fenster hat grüne Blätter bekommen — Du weißt doch, die Birke, unter der wir zuletzt saßen. Da singt eine Drossel vom Morgen bis zum Abend, und viele Anemonen wachsen darunter. Da sitze ich Abends und denke an Dich . . . Ich will auf die Folkehöiskole*, denn ich muß viel mehr lernen. Vater wird es nicht wollen, aber ich bin allmählig dahinter gekommen, daß ich auch einen Willen habe.

Wie furchtbar amüsant finde ich es, daß Du Lehrer bist, und dazu noch für erwachsene Leute, die ihr Studentexamen machen wollen. Was mußt Du doch Alles können! Ich bewundere Dich, ich liebe Dich und bin

Deine Ragnhild. — —

Eine Stunde später tritt Agestin in das Verlagsbureau von Louis Ammerthal. Der Chef ist beschäftigt, er muß warten. Das ganze Comptoirpersonal besteht aus Damen, er sieht zwei vorübergebeugte Mädchennacken, von denen der eine mit dem lockeren, schwarzen Haar ganz besonders niedlich ist, er hört das Krachen ihrer Federn in den Büchern und lauscht auf jeden Laut in dem Nachbarzimmer, wo Herr Ammerthal sein Privatbureau hat. Als er kam, hatte es eben angefangen zu regnen, jetzt regnete es stärker, er kann das Wasser aus der Ablaufrinne neben dem Fenster rechts auf das Trottoir laufen hören. Sein Blick schweift zum Fenster hinaus. Draußen ist ein offener Platz, er sieht, wie es knopt und grünt in den Kastanien jenseits des Rasens . . . Wie es regnet! . . . Die Konferenz da drinnen dauert aber lange . . . Da kommt ein Herr, triefend naß von der Straße. Er will auch Herrn Ammerthal sprechen. Dieser Mann ist ein Original. Sein Körper ist ungeschickt und etwas fett, ein großer Kopf mit langem, etwas lockigem Haar sitzt schief auf einem dicken, unförmlichen Hals. Oberlippe und Kinn sind rasirt, der Herr trägt nur einen kurzen Backenbart. Das ausdrucksvolle Gesicht ist unregelmäßig, aber hübsch sind die großen, offenen Kinderaugen mit dem träumerischen Ausdruck. Mit nachlässigem Gang tritt er an die Gallerie, welche das Publikum vom Bureau trennt, öffnet die darin befindliche Thür wie einer, der hier zu Hause ist, und geht leise singend weiter. Dann plötzlich ist es, als ob er aus einem Traume erwacht, er sieht sich um und fragt: „Ammerthal zu Hause?“

Die eine der Damen antwortet: „Herr Ammerthal ist augenblicklich beschäftigt, dort wartet noch ein Herr auf ihn.“ Diese Mittheilung, anstatt ihn zu verstimmen, scheint ihn in eine wo möglich noch vergnügtere Laune zu versetzen. Er schlendert im Zimmer zwischen den Damen umher, leise singend und mit der Hand über die Rückenlehne ihrer Stühle tastend, als wäre er ganz allein. Agestin merkt, daß die jungen Mädchen sich nur mit Mühe das Lachen verbeissen, der vergnügte Dichter — denn für einen solchen hat er ihn sofort geschätzt — merkt garnichts, er wackelt und singt weiter, bis er plötzlich wie aus einem Traume aufwacht, zum Fenster hinausblickt und sehr vergnügt bemerkt: „Es regnet ja nicht mehr.“ Er wackelt zur Thür hinaus und vergißt seinen Regenschirm. Kaum ist er fort, da wird von den Schreibpulten der jungen Damen ein vernehmbares Röcheln laut.

„Wer ist der Herr?“ fragt Agestin.

* Im Norden sehr populäre Hochschulen auf dem Lande, deren Zweck es ist, den Schülern eine allgemeine höhere Bildung beizubringen.

Die mit dem hübschen Nacken wendet ihm das Gesicht zu und sieht ihn zum ersten Male an. „Gans Dvare,“ antwortet sie mit ernster, ehrbarer Miene.

Den Namen hatte Agestin oft gelesen. In der Tagespresse waren oft lyrische Gedichte von ihm abgedruckt, die sich durch einen besonderen Farbenreichtum und Wortklang auszeichneten. In diesem Augenblick öffnet sich die Thür zum inneren Bureau. Ein älterer Mann mit einer Mappe unter dem Arme kommt heraus, gefolgt von einem elegant gekleideten Herrn in der Mitte der Bierziger. Sein intelligentes Gesicht ist bartlos und drückt vor Allem unerschütterlichen Ernst aus. Agestin wird durch eine Handbewegung aufgefordert, in das Allerheiligste zu treten.

„Ich habe Ihre Novelle gelesen,“ sagt der Verleger, nachdem sie beide Platz genommen haben; die Miene und der Ton, mit welchen er diese Worte ausspricht, sind so ernst, daß Agestin gleich den Muth verliert. Darauf nimmt Herr Ammerthal aus einem Schubfach ein Manuskript, welches Agestin als das seine erkennt, und sieht es mit finsternem Blick an.

„Es wird kein dicker Band.“

„Nein.“ . . . Pause . . .

„Schade, daß Sie nicht noch eine solche Novelle vorrätig haben. Der ‚Birkensteig‘ hat mir gut gefallen.“

„Die habe ich hier!“ ruft Agestin und hält „Die Eine“ triumphirend in die Höhe. Sein Herz pocht ungestüm vor Freude.

„Ach, das paßt ja herrlich! Darf ich sehen?“ Der Verleger blättert nachdenklich in dem zweiten Manuskript, sieht den Verfasser nachdenklich an und sagt: „Ich kann mich natürlich nicht dazu verpflichten, diese zweite Erzählung unbeschrieben zu nehmen, aber es liegt ja kein Grund vor, an ihrer Güte zu zweifeln. Die Bedingungen, die ich Ihnen stellen werde, sind ungefähr folgende: Ihre Novelle, ‚Der Birkensteig‘ und eventuell auch die zweite, die dann mit der ersten in einem Band erscheint, werden in zwölfhundert Exemplaren gedruckt und kommen im September-Oktober heraus. Ihr Honorar bezahle ich Ihnen, sobald der Druck beendet ist, mit dreißig Kronen für jeden Druckbogen.“ Agestin wußte kaum, ob er seinen eigenen Ohren trauen durfte.

„Soweit also die erste Auflage. Sollten mehrere Auflagen folgen, was ich für uns Beide hoffen will, dann gelten für diese dieselben Bedingungen. Sind Sie damit einverstanden?“

Ein lautes „Ja!“, in dem ein schlecht verhehlter Jubel mitschlug, war die Antwort. Herr Ammerthal giebt Agestin die Hand, die dieser so herzlich drückt, daß der Verleger sich nicht eines kleinen Schmerzschreies erwehren kann. Darauf begleitet er den jungen Verfasser durch das vordere Bureau, wo bereits drei Herren auf ihn warten, und Agestin taumelt trunken vor Freude auf die Straße.

Hier läuft er seinem Freund Christian Johnsen direkt in die Arme, und in seiner freudigen Aufregung faßt er ihn an beiden Schultern und schüttelt ihn so heftig, daß ihm der steife Filzhut in den Nacken hinabsinkt.

„Mensch, bist Du von Sinnen?“ ruft Johnsen lachend.

„Von Sinnen? . . . Ja, das ist schon möglich. Ammerthal nimmt meine Novellen in Verlag und bezahlt sie im Voraus. Glänzende Bedingungen, sage ich Dir!“

„Das freut mich! Gratulire! Du hast mich aber so geschüttelt, daß ich einer Stärkung bedürftig bin. Komm, wir wollen im „Grand“ auf Deine Zukunft einen Pjoster trinken.“

„Ich habe wahrhaftig auch eine Stärkung nöthig, aber wenn Du mich feiern willst, Alter, dann feiere mich mit einem saftigen Beefsteak, denn ich habe heute kein Mittagessen bekommen, weil ich keinen rothen Heller besaß.“ — „Mit Vergnügen!“ . . .

Die beiden Freunde sitzen im „Grand“, Agestin hat seinen Hunger gestillt. Jetzt trinken sie Pjoster. Vor ihnen auf dem kleinen Marmortisch steht eine halbvolle, gradirte Karaffe mit Rognal und zwei bereits geleerte Sodafaschen. Agestin's Gesicht ist etwas geröthet, und aus den melancholischen Augen des Anderen leuchtet es mit ungewohntem Glanz. Die Beiden haben eine jener glücklichen Stunden der

Jugend, wo das Herz auf der Zunge liegt, die Seelen sich finden und sich einander frei und zwanglos offenbaren.

„Ja, bekommst Du nun auch noch eine gute Kritik in den Zeitungen, dann ist Dein Glück hier gemacht. Aber wie Du wohl weißt, wird die Kritik hier zu Lande von vier bis fünf noch ziemlich jungen Menschen gehandhabt, die unter sich eine Clique bilden. Diese Handvoll junger Menschen ist es hauptsächlich, die bestimmt, was als nordische Literatur gelten darf oder nicht.“

„Nun, wenn sie ihre Macht nicht mißbrauchen, ist es mir doch lieber, junge, frische Kräfte auf diesem Posten zu wissen, als alte, konservative Philister . . .“

„Ja, wenn . . .“ Johnsen vollendet den Satz nicht, sondern hebt sein Glas: „Ich trinke darauf, daß sie Dich gnädig behandeln werden. Deine Braut wird sich freuen, wenn das Buch herauskommt.“

„Ja, das hoffe ich. Soeben erhielt ich einen Brief von ihr.“

„Es geht ihr hoffentlich gut?“

„Gewiß; sie schreibt, daß sie die „Folkehöiskole“ besuchen will, wir haben ja jetzt eine solche da oben bekommen.“

„Ja, richtig . . . Es ist übrigens ganz interessant, zu beobachten, welchen Fortgang diese Schulen hier im Lande gehabt haben, die von so manchen trockenen und unfruchtbaren philologischen Doktrinen gelöst, in Freiheit ihrem idealen Ziele zustreben dürfen.“

„Gewiß,“ erwidert Agestin, „man darf sich aber der Erkenntniß nicht verschließen, daß dies eben nur so lange gut geht, wie die Schulen von wirklich ideal veranlagten und bedeutenden Menschen geleitet werden, wie es bis jetzt wirklich der Fall gewesen ist.“

Johnsen nickt zum Zeichen, daß er zuhört, sieht aber trübe vor sich hin; ein tiefer Seufzer entringt sich seiner Brust.

„Ach ja! Du weißt nicht, wie glücklich Du bist, der Du mit einer kerngesunden Tochter der Berge verlobt bist . . . Ich habe soeben auch Nachrichten von meiner Braut in Kristiansand bekommen.“

„Nun, und?“

„Ihr geht es nicht gut. Ungesundes Blut; alte Beamtenfamilie, die seit mehreren Generationen in der Hauptstadt gelebt hat; es hat sich herausgestellt, daß sie ein Lungenleiden hat.“

Es tritt eine Pause ein. Agestin will gern etwas Tröstendes sagen, kann aber die passenden Worte nicht finden. Sie sitzen an einem der zwei Eckische, von denen man die beste Aussicht auf die Karl Johan hat, wie die elegante Promenade der Kürze halber fast ausschließlich benannt wird. Das Weiter ist herrlich nach dem starken Regen. Es hat die Jugend in Schaaren herausgelockt. Die späte Nachmittagssonne liegt golden auf der mächtigen Fassade des Reichstagsgebäudes, drüben in den Anlagen grünt und knopt es in jedem Busch, glitzert es aus Millionen von Regentropfen. Ein wonniger Duft, vom leisen Südwind getragen, füllt das offene Café. Menschen kommen und gehen, bleiben auf dem breiten Trottoir im Gespräch stehen oder winden sich aneinander vorbei. Hier wird ein ehrfurchtsvoller Gruß gewechselt, dort ein verstoßener, aber um so verständnisvollerer Blick, ein Erdröthen, ein heimliches Zeichen, Niemand hat es gesehen.

Ein junger Mann bahnt sich einen Weg durch das wogende Gedränge und tritt mit einem flüchtigen Gruß an den Tisch, an dem die beiden Herren sitzen. Er ist ein noch sehr junger Mann aus vornehmer Familie, groß und sehr schlank. Seine Haltung ist vornübergebeugt, das Gesicht schmal mit einer großen, „aristokratischen“ Nase. Der für einen Mann viel zu kleine Mund wird von einem kurzen, schwarzen Schnurrbart beschattet.

„Darf ich die zwei Literaten mit einander bekannt machen? . . . Herr Arne Bing — Agestin Röstén.“

„Ich war in Deiner Wohnung, Johnsen, der Telegraphenbote ist zweimal da gewesen, und um sieben Uhr will er zum dritten Mal wiederkommen.“

Johnsen sieht nach der Uhr und erhebt sich. „Dann muß ich mich beeilen. Ich laufe schnell nach Hause und komme in einer halben Stunde wieder. So lange bleibst Du wohl sitzen, Agestin?“

„Ich gehe mit Dir,“ sagt Arne Bing. Die beiden Herren verlassen das Lokal, Agestin sitzt allein und wartet.

Da kommt eine lärmende Gesellschaft von jungen Menschen, ihr Anführer ist Bastian Lange. Er ist etwas angeheitert, redet laut und tritt in einer prosigigen, auffälligen Weise auf. Da er keinen anderen freien Platz finden kann, kommt er schließlich auf Agestin's Tisch zu.

„Daß Du die Nase im Gesicht behältst!“ ruft der angeheiterte Bastian. „Sitzt da nicht mein hochverehrter Lehrer und Magister? Ich denke, Sie lieben dieses Lokal nicht? Sie ziehen ja die Volksküche vor! Hahaha! . . . Denkt Euch, Kinder . . . er zieht die Volksküche vor! . . . Aber darf ich nicht vorstellen: Peter Grün, auch der grüne Peter genannt, David Yunde, Salomon Saff, auch Salomonsty genannt, und Gholz Kragh, und so weiter. Die Namen der anderen Herren haben noch keine Rolle in der Weltgeschichte gespielt — und mein hochverehrter Magister, Augustinus Martinus Klöfsten, Studentenfabrikant und Dichter von Gottes Gnaden, Demokrat und Volksküchenabonnent . . . Die übrigen Plätze hier sind doch frei?“

Lärmend drängt sich die Gesellschaft um den Tisch, und nach einigen Bemühungen, die nöthige Anzahl Stühle aufzutreiben, haben sie Alle Platz bekommen.

„Wir trinken doch Alle Pjotter? . . . Was meint Ihr zu einer Flasche Hennessy? . . . Ich habe den verdammt Whisky satt! Garçon! . . . Pst! . . . Eine Flasche Hennessy-Kognak und sieben Sodawasser! Und darf ich dann gefälligst um die hohen Krystallsechse bitten? Ich kann die plebejischen Gläser nicht verknusen! . . . Sollte der Oberkellner Schwierigkeiten machen, dann sagen Sie ihm nur, es wäre Bastian Lange, der es bestellt hätte, das wird schon helfen.“

Der verlangte kostbare Hennessy kommt und die Krystallsechse auch. Die jungen, bereits etwas angegrünelten Menschen zechen weiter, erzählen pikante Anekdoten und reden über Damen vom Theater, über Chansonettenfängerinnen und andere interessante Frauen mit großer Sachkenntnis.

Wüthlich fragt Salomon Saff, dessen Aeußeres und Auftreten den verwöhnten Sohn reicher Eltern verräth: „Entschuldigen Sie, Herr Dichter, womit werden Sie uns gewöhnliche Sterbliche demnächst beglücken?“

Agestin sieht den Fragenden zuerst überrascht an, im nächsten Moment empfindet er das Verlegende, das im Ton und in der ganzen Art des Fragens liegt, unso mehr, da die Anwesenden, Einer nach dem Anderen, in ein schallendes Gelächter ausbrechen. Das Blut steigt ihm rasch zum Kopf, und in seinem singenden, heimatlichen Dialekt antwortet er Schroff: „Darüber mag ich nicht mit jedem beliebigen Grünschnabel reden.“

Es tritt eine augenblickliche Stille ein. Der soeben Zurechtgewiesene bereitet sich auf einen neuen Angriff vor.

Eine zweite Flasche Kognak und eine ganze Batterie von Sodawasserflaschen werden gebracht. Die Zecher füllen ihre Gläser. Bastian Lange wendet sich als lebenswüthiger Wirth an Agestin, der finster und mit zusammengekniffenen Lippen da sitzt, und fragt: „Wollen Sie Ihr Glas nicht füllen, oder mögen Sie keinen Pjotter?“

„Eigentlich mag ich das Zeug nicht, aber . . . jetzt . . . gerade jetzt wäre es vielleicht nicht übel!“ Er macht sich einen sehr kräftigen Pjotter zurecht. „So, das lobe ich mir, stärken Sie Ihre Lebensgeister und geben Sie meinem Freund Salomonsty ordentlich Bescheid. Er interessiert sich lebhaft für die moderne Literatur.“

„Nicht für die Bauernliteratur,“ wirft Salomonsty mit höhnischer Betonung ein.

„O, sage das nicht!“ ruft ein Dritter, „die Bauernliteratur hat viel für sich. . .“

Er wird von Anderen übertönt. Einer redet von der Wiedergeburt des Nationalitätsgefühls, ein Anderer brüllt etwas von einer Dase in der Wüstenei des Naturalismus, Alle sind sie mehr oder weniger bezechet und stoßen mit der Zunge an.

Die Sonne ist hinter dem Schlosse untergegangen, das Gas noch nicht angezündet. Im Café und auf der Straße herrscht ein Halbdunkel, das diesen Auftritt insofern begünstigt, daß er nicht allzuviel Aufsehen erregt. Salomonsty, der in aller Stille sich auf einen neuen Angriff vorbereitet hat, fragt jetzt mit lagenfreundlicher Stimme: „Verzeihen Sie, Herr Augustinus, sind Sie es etwa, der im „Dereblatt“ die tägliche volksküchenhümmliche Wochenübersicht verfaßt?“

Ein schallendes Gelächter. Agestin erhebt sich blitschnell und mißt mit den Augen die ganze johlende Gesellschaft. Dann dreht er, ohne ein Wort zu sagen, der ganzen Versammlung den Rücken, nimmt seinen Hut, verläßt den Tisch und tritt auf die Straße. Bastian Lange, der, trotz seines Rausches, fühlt, daß er als Wirth für das Geschehene die Verantwortung trägt, eilt ihm nach und will ihn besänftigen, aber in demselben Augenblick kommt auch der Kellner und macht Agestin unter vielen Entschuldigungen darauf aufmerksam, daß seine und Johnsen's Zecher noch nicht bezahlt ist. Agestin aber, in dem es innerlich vor Wuth kocht, faßt Bastian Lange an der Schulter und schleudert ihn dem verblüfften Kellner mit den Worten in die Arme: „Hier, nehmen Sie diesen Goldfisch als Deckung meiner Schuld!“

Eine Sekunde darauf ist Agestin in dem Gewühl der Spaziergänger verschwunden. —

(Fortsetzung folgt.)



Bauernkriege des römischen Alterthums.

Von Ernst Wähmund.

Wenn vom Bauernkrieg die Rede ist, denkt man gemeinlich an die große deutsche Bauernerhebung zur Zeit der sogenannten Reformation, die in Wahrheit eine große soziale Revolution war.

Die Landfrage, die Quelle aller Bauernkriege, ist aber uralte, schon im grauesten Alterthum, in Hellas und Rom, begegnen wir ihr. Die Kleinbauern Attikas, von Lotris, von Mitylene, von Megara, wie die Plebejer Atrons sind die hauptsächlich in Betracht kommenden Klassen, welche die Demokratien des klassischen Alterthums errichteten. Der Vergleich ihrer Bedrücker und Peiniger, der großgrundbesitzenden Adelligen, mit dem Adel der Reformationszeit wie mit dem der ostelbischen Junker unserer Tage ist überraschend zutreffend.

Dasselbe Schauspiel, das Auffaugen des kleinen Landbesitzes durch den gierig schlingenden Großgrundbesitz, hatte auch schon das alte Israel geboten, und die großen Propheten, welche dagegen mit glühendem Agitatoreneifer auftraten, sind die gewaltigen Führer des Volkes zu sozialen Reformen.

Es ist bekannt, wie die gemeinfreien kleinen Bauern des griechisch-römischen Alterthums durch Verschuldung in Schuldknechtschaft ihrer Bedrücker geriethen und zu gleicher Sklaverei herabgedrückt wurden, wie die kriegsgefangenen Bewohner unterjochter Gebiete und die Angehörigen besiegter, blutfremder Völker.

Ein irländischer Schriftsteller, John Koll Tugram, sagt uns, warum die Frage der antiken Sklaverei für die modernen Lohnarbeiter so interessant und wichtig ist. Er erklärt kurz und blüdig: „Aus der Sklavensklasse, wie die Römer sie in den von ihnen unterjochten Ländern organisierten, hat sich das moderne Proletariat entwickelt.“

Jedoch nicht ohne Zwischenstufen.

Es kam die Zeit, wo die Arbeitsorganisation des Alterthums, die Sklaverei, sich nicht mehr halten konnte. Und dies ist nicht, wie man gefabelt hat, das Werk des Christenthums, sondern veränderter wirtschaftlicher und sozialpolitischer Zustände. Als Rom zu einem internationalen Weltreich answoll, und einer Provinz nach der anderen das römische Bürgerrecht verliehen wurde, wurden die Jagdgründe für Aufstreiben von Kriegsflaven, der Waare für Sklavensmärkte, immer mehr eingeschränkt. Die zahl-

losen Freilassungen verringerten weiter den Vorrath von unfreien, d. h. staatsrechtlich unfreien, sklavischen Arbeitskräften immer mehr. Schon das Alterthum kannte seine staatsrechtlich freien, aber wirtschaftlich in tiefem Druck und Elend dahin lebenden Handwerker, Arbeiter und Tagelöhner, deren Forderung für den Unternehmer sich billiger stellte, als wenn er jahraus jahrein große Heerden von Sklaven dauernd unterhielt und, wenn auch elend genug, speiste, bekleidete und behausete.

Eine Veränderung doppelter Art ging durch die Einschränkung der Sklavenarbeit vor sich, die Schätzung der Arbeit stieg, andererseits aber nahm trotz alledem die Geringschätzung der Leute, die um Lohn und Brot arbeiteten, nicht ab. Man vergaß eben nicht mit einem Schläge, daß deren Arbeit vor kurzem noch von Sklaven geleistet wurde. Dazu kam, daß der absolute Cäsarismus, besonders in seiner brutal militärischen Form des römischen Cäsarismus alle Freien in ihrer staatsbürgerlichen Geltung herabdrückte. Dies Alles wirkte zusammen, daß die Reichsgewalt zu Zeiten daran denken mußte, neue soziale Organisationsformen zu suchen; und zwar ging die Bewegung in der Richtung des alt-orientalischen Kastensystems, wie ja gewöhnlich alle Reformen von oben in Wahrheit Mühschritt darstellen, bei welchen aus den Fugen gehende Organisationen in alte Ordnungsschablonen eingezwängt werden sollen. Beamtungen, Berufe und Beschäftigungen wurden förmlich persönlich und erblich festgelegt. Hatte schon das Kaiserthum der Julier angefangen, eine eiserne Bureaokratie zu schaffen, so ging diese Entwicklung noch entschiedener vor sich im dritten und vierten Jahrhundert, wo die soziale Verzerrung zu strafferer Organisation drängte. Unter den bedeutenden Soldaten- und Bureaokratentkaisern, am deutlichsten bei Diocletian, machte sich das Bestreben geltend, die Arbeit zu militarisieren und zu bureaokratisieren. Mehr oder minder ward Jedermann als Diener des Staates betrachtet und behandelt; Aemter wie Handwerke wurden erblich, und der staatliche Druck, durch den ihre Inhaber in ihrer Selbstbestimmung und Freiheit ganz gewaltig beeinträchtigt wurden, machte sie den Sklaven ähnlich, die ihrerseits aufstiegen und mit den „freien“ Gewerbetreibenden zusammen unmerklich in den neuen Stand der Hörigen übergingen.

Eine besondere Berücksichtigung als Vorläufer der eigentlichen Leibeigenen und Hörigen verdienen die römischen Colonen, die Pächter von Grund und Boden, persönlich freie aber an die Scholle gebundene kleine Landwirthe. Diese rekrutierten sich aus kleinen freien Leuten, die der Staat ansiedelte gegen Erlegung einer bestimmten Pacht und mit der Pflicht, auf der Scholle zu bleiben, theils solchen Pächtern aus Privatvertrag, deren Freizügigkeit durch große Schuldenlast hinfällig geworden war, theils aus gefangenen oder eingewanderten Ausländern, oder Eingeborenen eroberten Landstriche, die zu bebauen den Eroberern, speziell den Antheilempfindern an der Beute an Grund und Boden, die nöthigen Arbeitskräfte (Sklaven) eben jetzt fehlten. Diese Colonen waren verpflichtet, einen Theil des Ertrages aus dem von ihnen bebauten Lande dem Großgrundherrn oder dem Staat abzuliefern, außerdem auf den Gütern des Herrn, die dieser selbst verwaltete, oder auf den Domänen des Staates — wenn sie Staatsland in Pacht hatten — bestimmte Arbeiten zu leisten. Die Pächter von Privatland mußten natürlich auch Staatssteuern entrichten, für deren richtige Ablieferung die Großgutsbesitzer verantwortlich gemacht wurden. Das war schon ziemlich allgemeiner Zustand der Bauern im römischen Kaiserreich, lange bevor Konstantin der Große sie für an Grund und Boden gebundene Leute erklärte (332 n. Chr.). Der Colone, welcher sein Anwesen verließ, wurde mit Gewalt zurückgebracht und bestraft, wer ihn aufnahm, mußte ihn wiederbringen und Strafe zahlen.

So standen die Dinge auch in Gallien, d. h. Frankreich mit einem Theile Norditaliens, mit Belgien und Theilen Germaniens oder Deutschlands.

Auf dem jungfräulichen Boden Galliens, den dichte Urwälder, ausgedehnte Brachfelder, unregulirte Ströme und wenig zivilisirte Menschen einnahmen,

als die Römer das Land betraten, vollzog sich von da ab eine gewaltige Umwandlung. Gallien ward ohne Frage am schnellsten und gründlichsten romanisiert. Flachs- und Ackerbau, von altersher betrieben, wurden verbessert, Neben- und Obstkultur eingeführt, die Wälder nutzbar gemacht: die Sägemühlen wurden in Gallien erfunden. Auch die Viehzucht (Rinder, Pferde, Schafe, Schweine, Hunde, Gänse usw.) nahm größeren Aufschwung. In den Städten erblühte das Gewerbe, das römische Straßenetz hob Handel, Aus- und Einfuhr mächtig. Neben dem Großgrundbesitz gebiet auch der mittlere und kleine. Für die gallischen Bauern war ja die römische Herrschaft anfangs eine Erlösung vom Druck des eingeborenen Adels. Ein neuerer österreichischer Historiker* erklärt: „Frankreich ward schon damals das Land der kleinen Propriétaires und deshalb eine einträgliche Steuerquelle.“

Unter zweihundertjähriger Römerherrschaft verdoppelte sich die Einwohnerzahl. Diese Epoche des Aufschwunges gerieth aber in's Stocken, als die Anbahnung neuer Verkehrswege, die Einführung neuer Erwerbsarten, die Bodenverbesserungen durch Rodung, Bewässerung und Entsepfung, und vor Allem der Friedenszustand aufhörten.

Wie in allen Provinzen des Römerreiches am Ende des dritten und im Anfang des vierten Jahrhunderts „organisiert“ die am meisten bedrückten Kleinbauern „ihren Bundschuh und nahmen statt des Pfluges das Schwert in die Hand“. (Jung.) In Gallien nannten sich die Revolutionäre Bagauden oder Bacauden, mit einem Worte, das als Eigenname von Personen (Bacauda) öfter in den Geschichtsquellen vorkommt, aber von manchen Forschern als: Notten, Vanden gedeutet wird.

Schwer lasteten die seit Julius Cäsar von jährlich 40 Millionen Sesterzen (7016400 Mark) immer mehr, schon unter Augustus auf 12500 Talente (za. 56000000 Mark) gestiegenen, unter Konstantin etwa das Fünffache betragenden Steuern auf Gallien. Die Stagnation der sozialpolitischen Fortschritte, die Ausbeutung und Bedrückung des Landes durch die Großen, außerdem die Barbareneinfälle in das gallisch-römische Gebiet thaten das Uebrige. Entlaufene Sklaven, zahlungsunfähige Schuldnern, verzweifelte Colonen thaten sich zu Feinden der bestehenden Gesellschaftsordnung zusammen.

Hatten sich schon oft meuternde römische Heere in den Provinzen der Zentralgewalt entzogen und aus ihren Führern einen Herrn der Welt, einen Kaiser aufgestellt, so griff auch die Bagaudie im Jahre 285 dazu, zwei ihrer Führer, Melianus und Amandus in gleicher Weise zu erheben. Es haben sich Münzen dieser Bauernkaiser erhalten, deren eine die bezeichnende Aufschrift „Hoffnung“ trägt.

Zunächst trug die Erhebung alle Kennzeichen eines durch empörenden Druck hervorgerufenen Nachbarstres, welcher die wilden (besser wild gemachten) Massen zu Raub, Mord und Brandlegung gegen die Flecken und offenen Städte des Landes führte. Trotzdem war die Empörung national, volksbeliebt; die Bagauden galten als Vertheidiger und Mäher der Unglücklichen und Bedrückten.

Kaiser Diocletian sandte seinen Mitregenten Maximianus nach Gallien, wo die Bagauden da, wo Marne und Seine zusammenfließen, ihr Hauptquartier hatten, nach welchem sie die Beute ihrer Raubzüge zusammenschleppten.

Dem erfahrenen und rücksichtslosen Handegen gelang es, die Bagauden, deren Schaaren schlechte Waffen und wenig Mannszucht hatten, in wenigen Wochen zu Paaren zu treiben.

Zwei Jahrhunderte lang hörte man nichts wieder von der Bagaudie, dieser Jacquerie des gallisch-römischen Alterthums. Im fünften Jahrhundert trafen wieder äußere Bedrängnisse der Reichsregierung mit unerträglichen Wirtschaftszuständen unter der Kleinbauernschaft, hervorgerufen durch den Egoismus der herrschenden Stände, zusammen, so daß die Bauern in Schaaren zu den Barbaren entwichen oder, wenn und weil sie ihre Habe nicht mitnehmen

konnten und doch ihren Besitz erhalten wollten, Bagauden, Rebellen wurden.

An diesem zweiten Akt der gallischen Bauernrevolution ist besonders bemerkenswerth die Anteilnahme und moralische Unterstützung der Bewegung durch wissenschaftlich gebildete Männer. Ein Arzt Eudorius spielte eine große Rolle, mußte freilich am Ende zu den Barbaren entfliehen.

Wichtiger noch war es, daß Salvianus, der sozialreformatorisch gesinnte Presbyter von Massilia (Marseille) geradezu für die Bagauden eintrat. Gegen das historische Recht der römischen Advokaten verwies er auf das allgemeine Menschenrecht. Jenes habe die armen Leute zur Verzweiflung gebracht und zu Reichsfeinden und Räubern gemacht. Nachdem man sie ruiniert und abgemeiert habe, blieb ihnen nichts weiter übrig, als Bagauden zu werden.

Die eigentlichen Bagaudenkämpfe sind schwer zu trennen von den Einfällen der Germanen, und deren Abwehr durch das Reich ist schwer voneinander zu halten, da ja die den Germanen zufallenden Gallier auch Bagauden, Reichsfeinde waren. Die „Reichstreue“ der Großgrundbesitzer, die entweder Römer waren, große Macht und Besitzungen, oder doch Senatoren- und andere Würden erlangt hatten, beruhte auf der Gewährleistung ihrer Macht- und Besitzstellung durch das Reich. Diesen „Römern“ gegenüber hofften die armen Leute und Kleinbauern ihr Interesse besser gewahrt durch Losreißung Galliens von Rom.

Eine Regierung wird eben allzeit genau so lange geschätzt, wie sie nützlich, und von denen geschätzt, denen sie nützlich ist. Da man sich unter den germanischen Eindringlingen (Gothen u. A.) freier fühlte als unter dem Reich, erschien dies als überwindener Standpunkt, und ebenso sehr infolge der inneren wirtschaftlichen Zerlegung als unter der Wucht des Anpralls barbarischer Völker brachte endlich das römische Weltreich zusammen.

Nicht unbemerkt bleibe, daß in einzelnen Gegenden Galliens der Reichsgedanke gerade in den letzten schwierigsten Zeiten von den Eingeborenen hochgehalten; wo sie nämlich nicht ganz verelendet und ausgebeutet waren, und, der Segnungen römischer Kultur eingedenk, treuer zum Reich standen als selbst die römischen Beamten, welche zum Theil gegen gutes Barbarengeld das Land an die Barbaren verriethen, wie der 469 hingerichtete Seronatus, den ein alter Geschichtsschreiber den „Catinilla seiner Zeit“ genannt hat, und der das Avernerland an die Gothen verrieth, während die Avernier selbst das Reich schützten, schließlich aber doch von Kaiser Nepos als Preis für den Frieden den Gothen geopfert wurden (475 n. Chr.). —



Die Technik des Webens.

Von G. Straßl.

Die Weberei verdient eine ganz besondere Beachtung, schon deshalb, weil sie zur frühesten Bethätigung menschlichen Scharfsinnes und künstlerischer Gestaltungskraft gehört. Als das ursprünglichste und einfachste Erzeugniß der Textilkunst bezeichnet Gottfried Semper den aus ineinander gestochten Zweigen gebildeten Baum, als die nächste Stufe die aus Rohr oder Binsen gestochene Matte; und schon in dieser machen sich, den damaligen Erzeugern ganz unbewußt, durch Verwendung verschiedener Materialien und dadurch bedingter Musternngen Anfänge einer textilen Kunst bemerkbar. Das Wohlgefallen, welches die Menschen an einer reicher entfalteten Blume, an einem schöneren Menschen und an der Ordnung und Zweckmäßigkeit seiner Umgebung fanden, führten begabtere und feinnigere Individuen dahin, auch in ihrem Materiale die Gesetze der Ordnung, der Manntheilung und der Farbenharmonie zu verwirklichen. Unsere heutigen Naturvölker zeigen in ihren Produkten noch jetzt ganz deutlich diese Momente; die Bastmatten der afrikanischen Neger weisen häufig überraschend sinnige Effekte auf, die lediglich durch verschiedene Materialien

und Verflechtungsweisen entstanden sind. Diese Neger haben sicher keine Webeschulen besucht und Bindungslehre studirt, und trotzdem brauchte sich mancher Weber nicht zu schämen, aus der einfachen Bindung solche Variationen zusammengestellt zu haben. Es mag indessen nicht ganz in Abrede gestellt werden, daß diese Produkte zum Theil aus dem Umgang mit Kulturmenschen resultiren.

Der durch die gesammte Natur gehende Zug des Schmückens, des Verschönerns der äußeren Formen, welche Darwin an so eklatanten Beispielen nachgewiesen hat, mußte auch an dem Naturmenschen hervortreten; es ist sogar anzunehmen, daß dieser Zug der Kräftigere war, der dem Trieb des Sich-Schmückens vorangegangen ist. Infolge dessen mögen auch die ersten textilen Erzeugnisse dem Schönheitsfinn gebient haben. Dem Bedürfnis, sich gegen äußere Unbilden zu schützen, entsprachen wohl zuerst die Thierfelle, und erst später löste die Weberei das Zubinden und Zusammenschnüüren der Felle durch Riemen oder dergleichen ab. Es lassen sich viele interessante Hypothesen aufstellen, wie in den Jahrtausenden, welche vor der uns bekannten Zeit liegen, die primitivsten Anfänge des Flechtens, Knüpfens und Webens auf einander folgen. Die ältesten Funde bestätigen, daß Hanf, Flachs, Baumwolle und Nesseln mit solchem Scharfsinn schon in der Urzeit als die zweckentsprechendsten Materialien entdeckt und kultivirt sind, daß wir wesentliche Bereicherungen in der geschichtlichen Zeit nicht kennen.

Die Herstellung eines Gewebes, d. h. eines größeren Stückes, wie solches zur Bekleidung gebraucht wird, setzt schon gewisse Hilfswerkzeuge voraus und seien dieselben auch noch so primitiv, während Flechten und Knüpfen ohne solche ausführbar sind. Schon aus diesem Grunde kann man die Weberei im heutigen Sinne wohl als die letzte Stufe der textilen Entwicklung ansehen.

Betrachtet man ein Gewebe genauer, so findet man, daß dasselbe aus rechtwinklich sich kreuzenden Fäden zusammengesetzt ist, die der Richtung entsprechend meist auch in Qualität verschieden sind. Bei größeren Stücken, an denen die Webkante geblieben ist, läßt sich sehr leicht Kette und Schuß — so heißen die beiden Qualitäten — feststellen; die an der Webkante sich anschlingenden Fäden heißen Schußfäden und sind meist aus schlechterem Material als die Kette; bald einen oder mehrere Kettenfäden über sich lassend, bald über dieselben hinweg steigend, nehmen sie ihren Weg von der einen Seite zur anderen, kehren dann um und nehmen ihren Weg zum Ausgangspunkt zurück. So reißt sich Schuß an Schuß, bis das Gewebe die gewünschte Länge erreicht hat.

Die primitivste Form des Webens ist das Stopfen, wie es häufig zur Ausbesserung schadhaft gewordener Stellen in Kleidungsstücken und Strümpfen ausgeführt wird. Mit einer Nadel werden Fäden erst nach einer Richtung parallel nebeneinander straff angereicht und in senkrechter Kreuzung zu diesen andere Fäden so durchgezogen, daß beim ersten Mal der erste, dritte usw. Fäden unter die Nadel genommen wird, beim zweiten Mal die übrigen, also die zweite Hälfte. Das auf diese Weise gewonnene Gewebestück zeigt genau die Merkmale in der Fadentrennung wie Leinwand, weshalb man jedes Gewebe, in dem je die Hälfte Fäden über, die andere Hälfte unter dem Schußfaden liegt, einfach Leinwand oder auch Leinwand-blindig nennt; wenn man die Kreuzungsweise für sich betrachtet, spricht man von Leinwandbindung. Jedoch nicht alle Gewebe, welche diese Kreuzung der Fäden zeigen, nennt man Leinwand; baumwollenes Gewebe in dieser Herstellungsweise heißt Kattun (Cotton), Leinwandgewebe aus Wolle (Schafwolle) heißt Flanell, aus Stammgarn Mouffelin und aus Seide Taffet.

Wenden wir bei unserem primitiven Beispiel und führen eine andere Kreuzungsweise aus: Fäden eins, zwei über die Nadel, drei, vier unter dieselbe usw. bis zu Ende. Der Nachbarfaden (Schuß) mit derselben Fadenfolge ausgeführt, jedoch bei zwei anstatt bei eins angefangen, den dritten ebenso wieder um eins weiter gerückt, ergibt im Gewebe zwei deutlich erkennbare, gleich breite Diagonallinien, die

* Jung, die romanischen Landschaften des römischen Reiches, 1881.



Heimkehr vom Heringsfang. Nach dem Gemälde von H. B. Mesdag.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

typischen Zeichen der „Körperbindung“. Das Wort „Körper“ ist für gewisse Stoffe ganz allgemein gebräuchlich, ohne daß den meisten Käufern bewußt wäre, was damit eigentlich ausgedrückt ist. Es bezeichnet das Wort Körper also nicht einen bestimmten Stoff, sondern ein nach einer bestimmten Kreuzungsweise der Fäden hergestelltes Gewebe. In dieser Körperbindung giebt es eine ganze Reihe Variationen; durch Versetzung der Kreuzungspunkte entsteht aus diesem Körper, der auch kurzweg 2=2 genannt wird, der sogenannte Kreuzkörper, indem nämlich die Bindungspunkte des dritten und vierten Schusses vertauscht werden; die Schußfolge ist dann eins, zwei, vier, drei. Da die Kreuzungsweise vier Fäden umfaßt, nennt man diese beiden Körper auch vierbindig. Eine Zahl mit der Bezeichnung „bindig“ sagt also, innerhalb wie viel Fäden eine Kreuzungsweise vollendet ist; eine solche Fadengruppe heißt auch ein Rapport. Innerhalb vier Fäden ist außer diesem Körper 2=2 noch eine andere Möglichkeit der Abzählung gegeben, nämlich 1 und 3; in Wirklichkeit giebt es auch einen Körper 3=1, der dadurch entsteht, daß man entweder nach unserem Beispiel die ersten drei Fäden auf die Nadel nimmt und den vierten unter dieselbe oder umgekehrt. Man erhält bei dieser Bindungsweise nicht zwei gleiche Diagonallinien, sondern eine breite und eine schmale, die, wenn sie von verschiedener Farbe sind, unter Umständen recht effektiv aussehen. Ähnlich lassen sich auch höhere Fadenzahlen variieren, z. B. sechs als 3=3, 2=4 u. s. w., acht als 4=4, 3=5 u. s. w. Bei allen ist jedoch Bedingung, daß der nächste Schußfaden, oder in dem angeführten Beispiel der nächste mit der Nadel in die parallelen Fäden in senkrechter Richtung eingezogene Fäden, zwischen den parallelen um eins weiter rückt; gerade dieses Moment unterscheidet die Körperbindung von der nächsten Kategorie der Bindungen, der Atlas- oder Satinbindung.

Nach dem Gesagten bleibt über die letztere eigentlich nicht mehr viel zu erklären übrig. Nimmt man als Grundzahl fünf Fäden an, so kommt bei dem ersten Schuß der erste Faden, beim zweiten Schuß der dritte, beim dritten Schuß der fünfte usw. über die Nadel, die übrigen unter dieselbe oder umgekehrt; es rückt also die Kreuzung um mehr als einen Faden weiter, als Regel nimmt man gewöhnlich eine kleine Zahl, die in dem Fadenrapport nicht

aufgeht. Dadurch, daß kein Bindungspunkt einen Nachbar berührt, kommt die eine Fadensorte nirgends als zusammenhängende Linie zum Ausdruck, und bei genügender Fadendichte entsteht so das bekannte Atlasbild. Die Grundzahl sechs vermeidet man gewöhnlich für Atlasbindung, da die kleineren Zahlen zwei und drei in derselben aufgehen, dagegen ist sieben besser, jedoch auch diese ist nicht besonders gebräuchlich, aus technischen Gründen, die später erörtert werden sollen. Am häufigsten verwendet sind die Grundzahlen acht und zehn, beide mit drei weitergesetzt.

Um solche Fadenzahlkreuzungen, auch Muster genannt, bildlich darstellen zu können, bedient man sich des zu Stickeravorlagen verwendeten, mit kleinen Quadraten versehenen Papiers, Muster- oder Patronenpapier genannt. Man betrachtet die Zwischenräume zwischen je zwei senkrechten Linien als Kettfäden, die Zwischenräume zwischen je zwei wagerechten als Schußfäden. Die Kettfäden, welche im Gewebe über dem Schuß liegen sollen, werden in dem Musterbild — auch Patrone genannt — mit Farbe vollgezeichnet; Leinwand angenommen, geht der erste Kettfaden hoch, der zweite bleibt unten, der dritte geht hoch u. s. w. Im Musterbild wird demnach das erste Quadrat vollgezeichnet, das zweite bleibt leer, das dritte ist wieder voll usw. Beim zweiten Schuß gehen, wie vorhin schon ausgeführt, die Fäden hoch, welche beim ersten Schuß unten geblieben waren, das heißt für die Patrone also, daß das zweite, vierte, sechste usw. Quadrat mit Farbe ausgefüllt wird. Der dritte Schuß ist wieder wie der erste, der vierte wie der zweite u. s. w.; man erhält also ein Bild wie das bekannte Schachbrett, eine Leinwandpatrone.

Genau so verfährt man beim Zeichnen der Körperbindung, bei welcher zwei Fäden hoch gehen und zwei liegen bleiben; die ersten zwei Quadrate werden vollgezeichnet, die beiden nächsten bleiben leer, dann wieder zwei voll u. s. w. Für den nächsten Schuß soll der Kreuzungspunkt um einen Faden weiter rücken, es wird mithin der zweite und dritte Faden resp. das zweite und dritte Quadrat gezeichnet, das vierte und fünfte bleibt leer, das sechste und siebente wird gezeichnet, dann werden auf dem Musterpapier schon ganz deutlich die beiden gleich breiten Diagonallinien sichtbar werden, ebenso bei Körper 3=1 die beiden ungleichen. Die übrigen Körperbindungen und

Atlasse sind nach diesen Angaben ebenfalls sehr leicht herzustellen.

Haben wir so gesehen, was eine Bindung ist, wie dieselbe entsteht und dann bildlich dargestellt wird, so bedarf es wohl keiner besonderen Erklärung mehr, daß man die Sache ebensogut rückwärts konstruieren kann, oder mit anderen Worten, es ist nicht nötig, daß man erst ein Gewebe hat und nach diesem das Musterbild, die Patrone zeichnet, sondern daß man sich ein Musterbild entwirft und nun dem Weber aufgibt, danach eine Waare zu fertigen. Der letztere Weg ist der in der Praxis gebräuchlichere; es kommt selten vor, daß ein fertiges Gewebestück zerlegt wird, (decomponirt), weil für gewöhnlich, wenn ein bestimmtes Muster nachgeahmt wird, es nur auf den Geschmack, auf das Aussehen ankommt und nicht auf die fadengetreue Wiedergabe. Es läßt sich sogar dies nicht immer ausführen. Ein Muster, welches vielleicht in Seide gewebt ist, kann unmöglich in Wolle oder Baumwolle in derselben Fadenzahl nachgemacht werden, weil letztere Materialien bedeutend stärker sind, das Muster also notwendig dadurch viel größer ausfallen würde; ebenso sind die Bindungen der Seide für solche Waaren nicht verwendbar.

Wie hier im Kleinen die Zeichnung des Musterbildes für glatte Stoffe angedeutet, so vollzieht sich auch die Herstellung der Patrone für größere Muster wie Blumen u. dergl., es ist überall Grundgesetz, daß die Kettfäden, welche auf der rechten Seite sichtbar werden sollen, in der Patrone mit Farbe ausgezeichnet werden. Hat man eine Vorlage, ein Gewebestück, ein gedrucktes oder sonst irgendwie hergestelltes Motiv, so wird dasselbe in vergrößertem Maßstab auf das Patronenpapier aufgezeichnet und die Bindungen, welche dem Gewebe das der Vorlage entsprechende Aussehen geben, eingefügt. Soll die Figur sich möglichst scharf abheben, so wählt man vielleicht eine Atlasbindung, während der umgebende Grund des Gewebes in einer möglichst kurzen Bindung, Leinwand oder ein ganz unregelmäßig verlegter Körper, oder endlich in einer gemischten Bindung, Krepp genannt, gehalten ist. Regeln lassen sich in dieser Beziehung nicht angeben, es ist vielmehr Sache des Patronenmachers, gestützt auf jahrelange Erfahrungen, die jeweilig richtige Bindung zu treffen. —

Die wandernde Düne.*

(Epik.)

Grau hängt der Nebel über der öden See
Endlos, gestaltlos, schwer und
herzbeklemmend.
Zuweilen durch der Brandung Rauschen hallt
Angstvoll und schrill,
Wie der Hülfeschrei eines Ertrinkenden,
Ein Mövenschrei . . .
Stoßweis aus Westen kommen scharfe Böen
Herausgefahren,
Daß ein Flüstern und Rascheln und Schwirren
geht
Durch die dürrn Halme der Dünen Schlucht;
Daß der Wanderer hastig die Augen schließt
Vor den Flugsandwirbeln,
Die neckisch und koboldgleich
Ihn umtanzen im Kreis . . .
Und plötzlich gewahrt er, erstaunten Blickes,
Wie schwächer und schwächer
Mit jeder Sekunde
Die Spuren der Schritte werden,
Die tief geprägt er und scharf umrissen

Im Meersand zurückließ.
Noch wenig Minuten — und ausgelöscht
Sind sie vom Fittig des eilenden Windes,
Als ob hier nimmer ein Mensch gewandelt.
Züngelnd, wie deutegierige Nattern,
Schlängeln sich Bächlein trockenen Sandes
Herab von der Höhe des Dünenhanges,
Und wo sie sich schlängeln,
Verschwinden die Gräser
Und die röthlichen Blöckchen der Erika
Wie die goldnen Blüten am Sünsterstrauch
Unter fahler, erstickender Decke,
Langsam, doch unaufhaltsam und rettungslos.
Ja selbst der dichte grünende Föhrenhag,
Der um des Inselvolks
Einsamen Todtenacker
Schirmend die knorrigen Arme schlingt,
Wird endlich erliegen
Vor des tückischen Feinds
Unablässigem, grimmem Ansturm,
Und es werden die Enkel

Nicht mehr kennen die Stätte,
Wo ihrer Väter Sebeine ruhn,
Und wo um die Kreuze
Auf ihren Hügeln
Der Ahasver der Schöpfung,
Der brausende Meereswind,
Sein gewaltiges Klage lied gesungen . . .
„Die Düne wandert!“
Mit heimlichem Schaudern
Spricht es der Fremdling,
Denn vernehmlich wird ihm
Im Körnergeriesel, im Pfeifen des Windes
Der Geisterschritt der Vergänglichkeit,
Der finsternen Riesen im eisgrauen Haar,
Der erbarmungslosen Vernichterin . . .
„Ewig, ewig!“ so flüstert er fröstelnd,
Mit traurigem Lächeln,
Unterm bleiernem Himmel
Am Strande der öden, unwirthlichen See,
Am Fuße der wandernden Düne. . . .

Reinhold Fuchs.

* Aus „Strandgut“. Gera. Karl Rauch.

Der Bruder des einzigen Sohnes.

Von Remirow-Dauschenko. Aus dem Russischen von Th. Wolffohn.

Ein Haß war so groß, daß selbst sein Tod meiner Unversöhnlichkeit kein Ende machen konnte. In der That, als ich erfuhr, daß mein Feind — mein Bruder — krank war, als der Arzt, der ihn behandelte, mir sagte, es sei keine Hoffnung mehr vorhanden, da dachte ich: warum denn so zeitig? Noch empfand ich ja, wie in meiner Seele durch das Bewußtsein, mich für die mir angethanen Uebel nicht rächen zu können, eine Leere entstanden war, zumal jetzt, da er die Welt auf ewig verließ, und meine Erinnerungen an ihn von nun an durch diesen bitteren Gedanken vergiftet sein sollten.

Von Kindheit, von frühesten Kindheit an hat er mir im Wege gestanden. Das Schicksal selbst hatte ihn mir absichtlich in den Weg gestellt, damit ich jedesmal an diesem Hindernisse stolpern sollte. Aber trotzdem hätte ich ihn lieben sollen, wenn die „Blutsverwandtschaft“ nicht nur ein Märchen der alten Schule wäre . . .

Bei ihm erwies sich die Liebe zu mir schon in seinen ersten Lebensjahren. Einst hat er mich geliebt, aufrichtig geliebt.

Freilich — warum sollte er mich denn nicht lieben, nachdem er mir Alles entrißen hatte, was nur einem Menschen heilig und theuer ist?

Für ihn war diese Liebe ein Mittel, seine Großmuth zu behütigen; man sagte dann von ihm: Was für eine edle Natur! Sehen Sie nur, wie er ihn (d. h. mich) liebt, obwohl er ja nur ein Findelkind ist.

Er konnte sich seiner Liebe rühmen, wie eines Anerkennungs-schreibens . . .

Meine Leiden begannen mit seinem ersten Laute. Ich erinnere mich noch daran: Meine Mutter lag zu Bett; eine mir unbekannte Frau sagte zu mir: „Schau' her, Gott hat Dir einen Bruder geschenkt!“

Ich ging hin, und zum ersten Male hörte ich: „Bringt Diesen weg . . . Führt ihn fort!“ —

Freilich — sie hatten nun einen rechtmäßigen Sohn. Meiner mußte man sich schämen. Man gab ihm Alles. Ihn liebteste man, ich aber wuchs unbeachtet heran, wie eine Brennessel am Baum . . . Ja, ja, man schämte sich meiner! Ich erinnerte meine Eltern an die Schande und an den Spott, der ihr auf dem Fuße gefolgt war. Niemand stellte sich die Frage, ob ich schuld daran war, Niemand. Hätte man mich eines Tages überfahren nach Haus gebracht, geschwächt durch Blutverlust, und hätte der Arzt gesagt, daß die Wissenschaft hier nichts thun könnte — Niemand würde darüber betrübt gewesen sein.

So ging es lange, lange fort. Er lag im Halbwagen, ganz mit Spigen bedeckt, in hellblauer Seide, blond, mit Ringelwäcken über der Stirn, mit hellen, kindlich lächelnden Augen und mit sehr kleinem, frischrothem Munde. Und ich? Ich stand daneben, schmutzig, ungewaschen, mit zerzaustem Haar, mit blauen Flecken unter den Augen, die von Schlägen herrührten, in einer zerlumpten Jacke, ungeputzten Stiefeln und bewachte ihn.

„Und wer ist denn Dieser da?“ so fragten Viele, die meinen Bruder liebten und sich über sein Aussehen freuten.

„Dieser?“ antwortete unwillig mein Vater, „ach, den erziehen wir nur.“

Und so nahm mir der Bruder bei seinem Erscheinen auf dieser Welt die liebevolle Sorge eines Vaters und die Bärtlichkeit einer Mutter . . .

Ich wuchs im Schmutz auf, wie ein Hund in seiner Hundehütte. Alles, was ich als Kind that, erwies sich als ungebührlich, frech und abscheulich, „Spitzbube“ riefen mir Alle nach.

Er brauchte nur zu lächeln oder ein Gesicht zu schneiden, und man verzieh ihm Alles.

Ich stolperte einst, fiel hin und zerriß dabei meine gestickten Hosen. Dafür wurde ich durchgeprügelt. Bald darauf kam mein Bruder; sein theures, neues Kleid war über und über mit Tinte

besleckt. „Was ist denn das?“ fragte die Mutter, indem sie die Hände über dem Kopfe zusammenschlug. „Das? Ach, das ist mein Schatten.“ Dazu machte er unschuldige Augen, Alle ringsum lachten und fingen an, ihn zu küssen. „Was für ein scharfsinniges Kind! Geben Sie ihm doch Bonbons.“ Warum in aller Welt mir Prügel und ihm Bonbons? Keiner aber dachte an diesen Widerspruch.

Man hatte schon begonnen, mich erziehen zu lassen, indem man für mich ein Fräulein engagirt hatte. Als jedoch mein Bruder geboren ward, hörte das auch auf.

Jetzt wurde alle Aufmerksamkeit auf ihn verwandt. Er sollte durchaus Karriere machen, ihm geziemte es, zu studiren, und ich, der Illegitime, der Tölpel, für den war selbst die Handwerker-schule schon zu viel. Er wird Professor werden, so sagte man und streichelte ihn dabei. Mir aber: „Gute Schuhmacher finde auch zu gebrauchen.“

Später wurde er in eine theure Schule geschickt. Während sie sich nichts gönnten, zahlten sie den Lehrern ungeheure Summen. Wenn er krank wurde, entstand eine allgemeine Aufregung im Hause! Doktoren, Medizin! rief man. Als ich krank war — und ich war ernstlich krank — kam Niemand in mein trauriges Dachkammerlein. „Nun, athmet er noch?“ fragte man. „Ja,“ antworteten die Diener; denn nur diese wußten, daß ich noch lebte. „Geben Sie ihm etwas zu essen.“ Das war Alles, was ich den Eltern zu verdanken hatte.

Sogar die Natur war gegen mich; ihn stattete sie mit Schönheit aus und mir verpagte sie auch diese . . .

Ich sah, wie man meinen Bruder liebte, und begriff trotz meiner Jugend, wie sehr man mir Unrecht that. Wie oft verbarg ich mich in meinem Dachkammerlein und weinte dort! Die mich umschwebende Ruhe, den Mond, der in mein Fenster sah, den Schornstein des Nachbarhauses fragte ich dann: „Warum denn? Wofür denn? . . . Aber selbstverständlich konnte keiner von diesen, meinen einzigen Jugendfreunden, mir eine Antwort darauf geben.

Einst fing meine Mutter in meiner Gegenwart an, meinen Bruder zu lieblosen. Ich erinnerte mich daran, daß bis zu seiner Geburt auch mir von Zeit zu Zeit eine solche Liebfosung zu Theil geworden war. Wie ist es möglich, daß meine Mutter meinen Blick nicht errieth? Wie ist es möglich, daß ihr, die so oft den Armen viele Pfennige zuwarf, schwer wurde, mir ein Almosen zu geben.

Ich konnte mich nicht beherrschen; seitwärts, wie ein abgejagter Hund, schlich ich mich schüchtern zu meiner Mutter und legte meinen Kopf auf ihren Schooß.

Ich schwöre, bei meinen Qualen, hätte sie mich damals nicht zurückgestoßen, in meiner Seele wäre die Liebe zu ihr, zu meinem Bruder, zur ganzen Welt erwacht. Ich wäre ein anderer Mensch geworden, in meinem Herzen wäre kein Raum für Haß und Jorn geblieben. Im Leben eines Kindes giebt es solche Momente, die es ungeachtet ihrer scheinbaren Unbedeutendheit unwiderruflich auf diesen oder jenen Weg führen. Wenn sie damals ihre Hände auf meinen Kopf gelegt hätte, so hätte es mich ganz mit Wärme durchdrungen und . . . War ihr denn das so schwer? Konnte sie sich nicht beherrschen? Ich bat ja nur um ein Krümchen vom Tische meines Bruders, aber — sie verstand es nicht . . .

„Weg, Lump! Was für eine Mode willst Du denn einführen?“ sagte meine Mutter. O, wenn ich noch tausend Jahre lebte, ich würde nie den Ton ihrer Stimme vergessen, nie den Laut, ihren entrißten Blick und die Geste, in der sich ihr ganzer Abscheu vor mir kundgab.

Kinder sind überhaupt empfindlich, und ich war es ganz besonders. Wenn im Hause etwas geschah — zerbrochen, verloren oder verdorben wurde, so konnte selbstverständlich kein Anderer schuld sein als ich. Oft geschah es, daß man mich prügelte für das, was die Dienerschaft verbrochen hatte; oft

erfuhr ich erst nach der Bestrafung, wessen man mich beschuldigte.

Womit hatte ich ihren Haß verdient? Lange durchsuchte ich in meinem Gedächtnisse jedes Ereigniß meiner Kindheit, suchte begierig eine Rechtfertigung für die Eltern zu finden; aber ich fand für sie keine andere, als daß sie sich meiner schämten.

Ich war nur ruhig, wenn ich allein blieb. In meinem Dachkammerlein erbaute ich mir eine phantastische Welt, in der unter Knaben wie ich, keine unglücklichen und verachtungswürdigen lebten, in der wir jubelten, unsere Feinde dagegen umkamen und unzähligen Mißseligkeiten, Krankheiten und Qualen unterworfen waren.

In mir entwickelte sich ein Wunsch nach Rache; ich fing an, den Haß schon in dem Alter zu verstehen, in dem andere Kinder nur ihren Mund zum Klaffen hinhalteten. Wie unvergeßlich sind mir jene schlaflosen Nächte, in denen ich ermüdet vom Weinen aus meinem kleinen Fenster hinaus sah. Der Mond schien hell, herrlich, allein an dem reinen, durchsichtigen Himmel; sanft, silberfarbig lag der Schnee auf den Dächern; die Häuser sahen aus, als hätte der Frost sie mit einem Brautschleier umhüllt. Im Zimmer meiner Eltern schimmerte Licht. In der Ferne glänzte die von den Strahlen des Mondes leis umspielte Kapelle. Gleich einem schwarzen Gespenst bewegte sich die Glocke, mit ihrem Klang mein Zimmer füllend und ich, das Kinn auf's Fensterbrett gestützt, dachte . . . Wissen Sie denn, woran ich dachte? . . .

Meine kindliche Einbildung arbeitete an Plänen, von denen einer immer schrecklicher als der andere war. Ich schwärmte, wie schön es doch wäre, wenn sie Alle dort unten gestorben und ich nur allein übrig geblieben und alles Ihrige mein geworden wäre. Oder, wenn ich plötzlich zum Kaiser erwählt wäre, sie in's Gefängniß geworfen und dort lange gemartert hätte, oder wenn eine Zauberin mir die wunderbare Kraft verliehen hätte, Menschen in Thiere zu verwandeln. Gab es denn Ungeheuer, deren Gestalt für sie am passendsten gewesen wäre? . . . Gleich darauf aber, im schärfsten Gegensatz dazu, umfaßte mich die warme Welle eines weichen Gefühles. Anfangs nur auf meiner Brust schaukelnd, trug sie mich zuletzt ganz leise in eine glücklichere Welt edleren Empfindens. Und ich dachte: Sie sollen leben und sich des Lebens freuen, aber ich werde sterben, und dann werden sie erst einsehen, wie unrecht sie mich behandelt haben, und sie werden auf meinem Grabe weinen, und eine innere Stimme wird ihnen sagen: Jetzt ist es schon zu spät; ihr könnt ihn, den ihr so grausam gemartert habt, das Leben nicht wiedergeben! . . . Und plötzlich wird sich Alles ändern; sie werden mein Gedächtniß ehren, werden zu meinem Grabe gehen, um dort Blumen zu pflanzen. . . .

Bei diesen Gedanken erwachte ich aus meinem Traume und wiederholte, an das Geträumte mit Schrecken denkend: „Lebet, ich allein werde sterben.“

Aber, je mehr Zeit verfloß, desto seltener verweilte ich bei solchen sentimentalen Bildern. Es kam schließlich so weit, daß ich lachte, wenn ich mich dieser Bilder erinnerte. Nichts wie Tod, Qualen, Gefängnisse, Krankheiten, Mißseligkeiten für meine Eltern; nur noch Rachegefallen in irgend einen erstickenden Qualm schmolz ich für sie zusammen. Ganz bleich von den Eindrücken der Nacht schwor ich ihnen schon als Kind ewigen Haß und dachte ernstlich daran, sie in einer Stunde allgemeiner Ruhe in ihrem Hause zu verbrennen. . . .

Was hat mich denn gehindert, dies zu thun? — Ich glaube, daß sich zu gleicher Zeit mit den Plänen der Rache auch Angst und Feigheit bei mir entwickelt hatten. Ja, ich wurde feige und gemein, und das hatte ich nur meinem Bruder zu verdanken, und je mehr ich das einjah, desto mehr haßte ich ihn.

Ich haßte schon nicht mehr wie ein Kind; aber wenn Rachegeanken sich entwickelten, so mußten sie ja einen Ausgang finden.

Er fand sich. Ich fing selber an, Diejenigen unbarmherzig mit Wollust zu quälen, die sich nicht beklagen konnten und die schwächer als ich waren. Ja, ich hatte angefangen, Thiere zu quälen. Was ich doch Alles mit ihnen machte! Mäuse und Matten begoß ich mit Petroleum und verbrante sie in den Fallen, den Ragen schnitt ich die Schwänze ab, den unglücklichen Hunden gab ich Brot zu fressen, in dem sich Glassplitter und Stecknadeln befanden; den Tauben stach ich die Augen aus — gar nicht zu reden von den Qualen, denen die Fliegen und Spinnen unterworfen waren. Nur ein Mensch, der mit solcher Ungerechtigkeit, in solcher Einsamkeit und unter solchen Beleidigungen erzogen war, konnte so schwere Qualen ausdenken.

Als ich zu lesen anfing und mein Geist sich etwas entwickelte, kam ich unwillkürlich auf den Gedanken, die Menschheit habe alle ihre Mörder solcher Weise erzogen. Die Torquemada Ludwig XI., Johann IV. müssen in ihrer Kindheit auch solche Eindrücke erlebt haben. Wenn die Geschichte davon schweigt, so beweist dies nur, daß sie deren Jugendjahre nicht kennt.

Wenn man diese Leute Verrückte oder Irrsinnige nennen würde, so würde ich dazu nur lächeln. Das, was für Andere unklar, ist für mich so klar, wie „zweimal zwei gleich vier“: Sie rächten sich an den Menschen!

Hätte mich das Schicksal ein paar Stufen höher gestellt, so hätte ich dasselbe gethan. Jetzt konnte ich mich nur an den Thieren rächen, und merkwürdig, je mehr ich das that, je größer und stärker wurde mein Haß gegen die ganze Welt.

Die Nothheit stillte meinen leidenschaftlichen Rachebist nicht, nein — im Gegentheil, sie vergrößerte

ihn noch. Schließlich nannte man mich zu Hause nur Johann-Kain*, und ich war stolz auf diesen Namen. Ich wußte, daß Alle den Räuber dieses Namens fürchteten, folglich, dachte ich, wird man vor mir auch Furcht haben. Wenn man von Keinem geliebt werden kann, dann bleibt Einem nur übrig, sich von Allen gefürchtet zu machen, um sich eine Stellung in der Welt zu sichern.

Ich verstand dies schon sehr frühzeitig. Man sagt, daß solche Gedanken Gift seien. Ich war von diesem Gift durchdrungen: mein Blut, mein Gehirn, mein Herz — Alles war vollständig davon durchdrungen! Ist es schlecht, so habe ich auch keine Schuld daran. Ich wurde nicht so geboren, ich wuchs in meinen Jugendjahren nicht so heran . . .

Selbstverständlich konnte ich diesem rofigen Cherubim, meinem Bruder, nichts thun. So lange er noch nicht sprechen konnte, hatte ich mich noch nicht entwickelt; später fürchtete ich mich vor ihm. Ich habe schon einmal angedeutet, daß ich feige und gemein geworden war. Ich schäme mich auch dessen nicht; denn ich meine, daß alle Diejenigen, vor denen die Menschen sich fürchteten, auch so feige und gemein waren wie ich: sie thaten Uebles, da sie wußten, daß keine Strafe folgen wird. Feigheit und Nothheit sind leibliche Schwestern. Tiberius war feige und böse, Nero desgleichen.

In diesem Falle urtheile ich nach mir selber. Und es ist doch merkwürdig: im ganzen Hause liebte mich nur der rofige Cherubim. O, könnte sich Jemand vorstellen, wie mich seine Liebe beleidigte! Sie war ja seinerseits Großmuth. Ich schlug mit einer besonderen Wuth — die Hunde, die er liebte.

* Ein berühmter russischer Räuber.

Und dieser Glückliche, was für ein Recht hatte er denn, mich zu lieben, da ich ihn so tief haßte? — Er theilte seine Süßigkeiten mit mir — ich warf sie fort. Er schenkte mir sein Spielzeug — ich zerbrach es mit Wuth, denn bis zu seiner Geburt war ja Alles mein gewesen: diese Süßigkeiten, die Spielzeuge und selbst die Liebesungen meiner Mutter, die er mir geraubt hatte . . .

Ich erzählte ihm, meinem Bruder, fürchtbare Märchen, weckte ihn oft Nachts, fragend: ob er nicht im Winkel seiner Stube ein weißes Gespenst sähe? Darüber erschrocken, barg er seinen Kopf in's Bettkissen und weinte bitterlich, während ich über seinen Schmerz jubelte und freudig lachte.

Aber bald ward ich dieser Freude beraubt. Man fand nämlich, daß wir nicht zusammen in einem Zimmer bleiben könnten, da er nervös würde. Von nun an wurde ich immer frühzeitig in meine Hundehütte zu Bett geschickt und durfte mich dem Bette meines Bruders nicht nähern, um ihm Märchen zu erzählen, selbst dann nicht, wenn er es selber haben wollte.

Ich nahm von ihm nur einen einzigen Dienst an; als man ihn zu unterrichten begann und er zu Hause Privatunterricht erhielt, wollte er, ich solle an den Lektionen teilnehmen; es war ihm langweilig, allein zu lernen. Nur diesem Zufalle danke ich's, wenn meine Eltern vorläufig noch davon abstanden, mich in die Handwerkschule zu schicken, wie sie es früher zu thun gedachten. Sie werden jetzt zusammen lernen, meinen meine Eltern; ihn (d. h. mich) in die Handwerkschule zu schicken, haben wir immer noch Zeit. O, dieses „Immer!“, es klingt noch jetzt wie ein Begräbnißklang in meinen Ohren. — (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Heimkehr vom Heringsfang. „Hooolländer Heerering! . . . Hooolländer Heerering!“ Solange ich denken kann, klingt mir der Ruf in den Ohren. Einen Tag um den anderen fuhr der alte Graubart — mit einem richtigen Fischerbart unter dem Kinn; sah selber wie ein Heringsfischer aus — auf seinem kleinen Wagen durch die Straßen der Stadt; man konnte sich nicht retten vor dem langgezogenen, fast fliegenden Ruf. Seitdem weiß ich's, daß der Holländer Hering der beste ist. Immer war der Wagen umlagert, und wenn es gar Mattes oder frische Vollheringe gab, so war das, nach Ansicht der Eltern, ein Festessen. „Du, das ist Mattes-Hering!“ Wie oft habe ich das gehört, aber trotzdem oder vielleicht gerade deshalb fahen wir Jungen die Herrlichkeit nicht ein, machten auch keine so feinen Unterschiede. Leckerbissen sahen uns anders aus. Mander „Holländer Hering“, den wir gegessen, mag auch an einer näheren Küste gefangen worden sein; aber die Marke hat einen guten Klang. Die Holländer haben einen alten, schon Jahrhunderte währenden Ruhm darin. Der guten Methode des Einmalens, Sortirens und Verpackens haben sie ihren Erfolg zu verdanken, noch heute gehört der Heringsfang zu den wichtigsten Erwerbszweigen der Holländer.

In einem Volk, das an der See wohnt und in seiner ganzen Lebenshaltung so sehr auf die See angewiesen ist, kann auch die Kunst — es klingt sonderbar, daß schließlich auch zwischen den Heringen und der Kunst eine Beziehung bestehen soll — nicht lange an diesen Motiven vorübergehen. So sind die Holländer die ersten Seemaler im eigentlichen Sinne geworden. Im 17. Jahrhundert schon kommt in Amsterdam eine bedeutende Schule auf. Diese Tradition hat sich bewahrt, und in der Gegenwart, die sich mehr als jede frühere Epoche der Darstellung des Arbeitslebens zugewandt hat, ist die Seemalerei das wichtigste Glied der holländischen Kunst. Und unter den Seemalern steht einer unbestritten obenan: Hendrik Willem Mesdag, der Schöpfer unseres Bildes.

Ein rechter Seemaler mag von den modernen Dampfschiffen nicht viel wissen — es sei denn, daß er „aus patriotischen Gründen“ Panzergethümme und Torpedos zu malen hat. Mesdag liebt die herben Fischerboote, mit denen der Küstentrieb betrieben wird. Vielleicht machen auch sie bald Fischdampfern Platz; dann ist wieder ein Stück Romantik und — Gefahr aus der Welt geschafft.

Wer einmal in einer Ausstellung einen Saal holländischer Künstler durchwandert, wird sich wundern über die Gleichförmigkeit des Eindrucks. Ein trüber, fast schmutzig grau-brauner Ton giebt all' ihren Bildern den Charakter. Nirgends eine gefärbte, leuchtende Farbe. Die Natur des Landes giebt die Erklärung dafür: ein ewig verhangener Himmel, ewig graue Wolken, die allen Farben die Leuchtkraft nehmen und sie in den einen trüben Ton

zusammenklingen lassen. Ebenso schwer wie der Charakter der Farbe ist auch die malerische Technik. Die Farbe, dick aufgetragen, mit breitem Pinsel hingestrichen, wirkt weich und fleckig, recht eigentlich malerisch. Selbst unser Holzschnitt zeigt in den Wolkenpartieen etwas von dieser Art der Behandlung.

Mesdag hat das Meer in allen Stimmungen gemalt: die Meeresstille, wenn die weite Wasserfläche regungslos liegt, und nur selten eine Welle mit leisem Rauschen den Strand spült; den wilden Sturm, der die Wellen gegen das Land peitscht, so weit das Auge reicht, nichts als grünweißlicher Schaum auf ihnen zu sehen ist; und besonders gern, wie auch auf unserem Bilde, die Stimmung vor dem Sturm. Am Himmel steigt eine schwere Wetterwand herauf. Zerrißene Wolkenfetzen jagen vor ihr her und verdecken schon von Zeit zu Zeit die Sonne; ihre fast glanzlose Scheibe ist eben hinter einem schwarzen Fleck hervorgetreten, ein matter, fahler Schein dringt hier und da noch hindurch, umsäumt die Wolken, fällt hier auf ein Segel, läßt dort die Wogenkämme aufglänzen, umspielt die aufgeregten hin- und herschießenden Möven. Schon fährt ein stärkerer Wind über das Wasser hin, es ist die höchste Zeit für die Boote, an den sicheren Strand zu kommen. Vor'm Winde saufen sie heran. Jetzt sind sie am Ziel und legen bei. Die Vorjegel herunter, die Großjegel flattern im Winde. Es ist, als hörte man das Knarren der Taue, das kurze Schlagen der Segel und das unruhige Knattern der Wimpel. Weit hinten auf hoher See liegen größere Segler, deren Silhouetten fast verschwimmen in der schwerfeuchten, grauen Dunstluft, die über dem Wasser liegt. —

Von einer fernen Welt. Der Planet Mars, der an dem hellglänzenden, röthlichen Lichte kenntlich ist, entfernt sich von der Erde bis zu 63 $\frac{1}{2}$ Millionen Meilen; dann aber kommt er uns auch wieder bis auf 8 Millionen Meilen nahe, und da er eine ziemlich durchsichtige Atmosphäre besitzt, so bietet er dann seine Oberfläche den forschenden Fernrohren dar. Wir wissen, daß auf ihm Meere und Kontinente existiren, daß es auf ihm regnet und schneit, wie bei uns; die Jahreszeiten wechseln, wie auf Erden, nur sind sie auf der Nord- und Südhälfte viel schroffer in ihren Gegensätzen, als auf der Erde. Man hat dort auf der nördlichen Halbkugel einen langen, milden Sommer, auf den ein kurzer, ebenso milder Winter folgt; auf der südlichen Halbkugel dagegen ist der Sommer kurz und drückend, heiß, worauf ein überaus harter und langer Winter kommt. Im Sommer schmelzen die Eis- und Schneekoppen, welche seine Pole viele Meilen weit umhüllen, die Meere schwellen stark an und verursachen oft fürchterliche Ueberschwemmungen. Ein ausgebehnertes Kanalsystem verbindet die einzelnen Meere, und einzelne

dieser Kanäle verdoppeln sich, so daß die von den Polar-gegenden heranstühenden Wassermassen einen bequemeren Abfluß finden. Deswegen hat man diese Kanäle für mächtige Kunstbauten gehalten, durch die die verhältnißigen Marsbewohner die Gefahren der Ueberschwemmung abwehren. Freilich fehlt uns jede Vorstellung von den Kräften, mit denen man solche Werke herstellen könnte; denn die engsten Kanäle, die wir wahrnehmen, sind mindestens 60 Kilometer breit. Allerdings müssen wir zugeben, daß die Marsmenschen in der Bewältigung schwerer Massen viel geringere Mühe haben würden, als wir. Mehr als doppelt so leicht ist dort Alles. Dieselbe Kraft, mittelst deren wir hier einen Meter hoch springen, würde uns dort über 2 $\frac{1}{2}$ Meter vom Boden emporheben, und ebenso würden wir zentnerschwere Massen, die wir hier nur keuchend fortbewegen, dort spielend an ihren Platz bringen. Zwei Monde umkreisen den Mars, welche den Bewohnern dieses Planeten, falls es solche giebt, sonderbare Erscheinungen an ihrem Himmel darbieten. Der eine Mond bewahrt fast unbeweglich seine Stellung am Himmel, ändert aber beständig seine Lichtgestalt. Während die Sonne und die Sterne ihre tägliche Bahn von Osten nach Westen ziehen, bewegt sich dieser Mond nur sehr wenig nach Westen zu vom Plage; steht er Mittags im Süden, so erscheint er als Neumond, Abends zeigt er dann erstes Viertel, um Mitternacht erglänzt er noch immer im Süden als Vollmond, und am Morgen ist er letztes Viertel geworden, worauf er zu Mittag wieder als Neumond erscheint. Aus seiner Lichtgestalt kann man also leicht die Tagesstunde ablesen. Da er aber, wenn auch langsam, forttrückt, so geht er endlich im Westen unter und fehlt dann ebenso viele Tage am Himmel, als er vorher da gestanden hat. Aber ein die Zeit messendes Gestirn sieht der Marsbewohner auch dann, einen zweiten Mond nämlich, der mit quecksilberner Beweglichkeit ein völliges Gegenstück zu dem langsam wandelnden ersten Monde bildet. Dieser merkwürdige zweite Mond geht, allen sonstigen Regeln zuwider, im Westen auf und eilt über Süden nach Osten, wo er versinkt, und diese Reise vollführt er zweimal an jedem Tage; geht er z. B. des Morgens als Vollmond im Westen auf, so ist er schon Vormittags Neumond geworden und sinkt gegen Mittag im Osten als erstes Viertel unter den Horizont hinab, um am Abend bei der untergehenden Sonne im Westen schon wieder als Neumond aufzusteigen. Um 9 Uhr Abends strahlt er als Vollmond am südlichen Himmel und geht gegen Mitternacht im Osten als letztes Viertel unter, um am nächsten Tage wieder im Westen zu erscheinen. —

Nachdruck des Inhalts verboten!